

Ich kann dich noch sehen
(an diesen Tagen)

Simoné Goldschmidt-Lechner (SGL) schreibt, übersetzt, interessiert sich für (queere) Fandoms online, Horror aus postmigrantischer Perspektive, Sprache in Videospielen und sprachlich Experimentelles. Schreibt seit 2018 literarisch auf Deutsch und Englisch. Seit 2022 Teil verschiedener Theater-, Performance- sowie Filmprojekte. Ihr Debütroman *Messer, Zungen* erschien 2022 bei Matthes & Seitz Berlin. Übersetzungen u. a. von *Against White Feminism* von Rafia Zakaria (2022), *Exponiert* von Olivia Sudjic (2023) und *GOOD TALK* von Mira Jacob (2022).

Erste Auflage Berlin 2024

Copyright © 2024

MSB Matthes & Seitz Berlin Verlagsgesellschaft mbH

Großbeerenstraße 57A | 10965 Berlin

info@rohstoff-literatur.de

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere
die Nutzung des Werkes für Text und Data Mining
im Sinne von §44b UrhG.

Umschlag: Marion Wörle, Berlin

Satz: Tom Mrzauskas, Berlin

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-7518-7023-8

www.matthes-seitz-berlin.de

www.rohstoff-literatur.de

Rohstoff Verlag ist ein Verlagsprojekt
von Matthes & Seitz Berlin.

SGL

**Ich kann dich
noch sehen
(an diesen Tagen)**

Rohstoff

Inhaltshinweis: Dieser Text enthält Beschreibungen von Polizeigewalt und (häuslicher) Gewalt, sowie sexualisierter Gewalt (nicht explizit). Rassismus, Sexismus (und am Rande Queerfeindlichkeit sowie Gewalt gegen Tiere) werden thematisiert.

Persephone und Kore, zwei Namen einer Göttin. GÖTTIN. ANGEBETETE. Persephone, die zu Hades gehört oder gewaltvoll ihm zugehörig gemacht worden ist, und Kore, »das Mädchen«, Tochter Demeters. Persephone, die ehrwürdige, die großartige, der Respekt gebührt, die nicht von anderen benannt werden darf.

Göttin des Frühlings, Königin der Unterwelt.

Persephone, entführt und vergewaltigt von Hades. Dass der ewige Patriarch Zeus der Vergewaltigung seiner Tochter durch seinen Bruder zustimmte, ist kaum bekannt. Währenddessen roch es nach Rosen, Tulpen, Nelken, währenddessen schrie sie, flehte, bat um ihr Leben, nur um bald darauf wieder alles zu vergessen. Nur um bald darauf wieder zu lachen und mit Aphrodite um die Gunst von Adonis zu buhlen.

Das kann also nicht schlimm gewesen sein, mit ihrem Onkel, nicht wirklich.

Alle waren sich sicher: Das Mädchen lügt.

Seit Monaten derselbe Traum: Wasser, das langsam die Luftröhre hinab in die Lungen rinnt. Die Atmung, die langsam aussetzt, während verzweifelt nach Luft geschnappt wird. Klarer Himmel und eine verschwommene, uniformierte Gestalt – alles blau, blau, blau und hart, hart wie Stahl und Liebe und Steinway-Klaviere.

I could never afford a Steinway.

**

Das SEK tötet in Dortmund, elf Tage, nachdem es passiert ist, den sechzehnjährigen Schwarzen Jugendlichen Mouhamed D. Ein Betreuer hat die Polizei gerufen, da befürchtet worden ist, Mouhamed könne sich mit einem Messer selbst verletzen oder umbringen. Das SEK rückt in schwerer Ausrüstung an, umringt mit schussbereiten Maschinengewehren den Jugendlichen, der, vermutlich aus Angst, das Messer vor die Brust hält. Das gilt als Bedrohung, dieses kleine Schutzschild aus Stahl gegen die staatliche Übermacht, gegen das Gewaltmonopol des Landes.

Mouhamed wird mit fünf Schüssen getötet.

**

Ungefähr drei Monate später kann ich nur daran denken, obwohl jetzt nicht der Zeitpunkt für solche Gedanken ist.

Neben mir steht Finn. Ich sehe, wie seine Augen die Umgebung scannen. Von links nach rechts. Von oben nach unten.

Er sieht wie immer mehr als ich, sagt mir wie immer nicht, was.

Jetzt fokussieren sich seine Augen, scheint es, auf das leuchtende blaue Schild vor uns. Diese farbliche Ausnahme im Grau der Umgebung, des Himmels, des Gebäudes, des Weges, der zu den großen Glastüren unter dem Schild führt. Die Buchstaben darauf sind, glaube ich, Arial. Kurz stelle ich mir eine andere Schrift vor, Papyrus, Comic Sans, etwas, was der Schwere der Sache etwas entgegensetzen könnte.

POLIZEI.

Die Buchstaben brennen sich in meine Augen ein. Ich sehe das Wort und im Geiste gleichzeitig die Clips von Menschen, die sich gegen Staatsgewalt nicht wehren können, die um ihr Leben flehen, nicht gehört werden. Ich habe *Cop Watch* im Kopf und den Bericht über Mouhamed und die Berichte zum NSU und die Berichte über Hanau.

Mich fröstelt.

Vielleicht ist mir auch heiß.

Gedanklich versuche ich, alles durchzugehen, was ich sagen muss:

Wann, wo, wie.

Das Warum fehlt. Das Warum fehlt immer, vor zwölf Jahren genauso wie jetzt.

Ich will nicht hier sein, wollte nie hier sein, und fahre mir nervös durchs Haar. Wieder drei, vier Strähnen zwischen den Fingern. Wie viele Nächte saß ich vor dem

Spiegel, fuhr ich mir immer wieder durchs Haar, als ob das Wiederholen der Bewegung etwas verändern könnte. Middle-aged, ohne es zu wollen.

Finn singt ganz leise vor sich hin: »Fick die Polizei –«
»Shh, wir wollen Hilfe, verdammt noch mal«, zische ich. Ich schaffe es nicht, eine richtige Eindringlichkeit in meine Stimme zu legen.

Finn lacht. Es ist dieses nervöse Lachen, das er hat, wenn er sich bestimmter Eigenheiten und Ticks, die er nicht wirklich kontrollieren kann, bewusst wird.

Langsam sollten wir uns wirklich bewegen.

Von rechts, wo die Polizeiwagen ordentlich aufgereiht stehen, wo die Streife einkehrt in ihren Hafen, kommt ein Polizist, nimmt uns, scheint es, etwas misstrauisch aus dem Augenwinkel wahr und grüßt, und etwas zu spät erwidere ich den Gruß. Er hält inne, dreht sich zu uns um. Er ist groß gewachsen, blond. Seine Augen so blau leuchtend wie das Schild über der Tür, durch die lauter dunkelblau gekleidete Kampfkörper hindurch verschwinden. Ich habe gelesen, blauäugige Menschen seien seltener von Kurzsichtigkeit betroffen. Warum, weiß ich nicht mehr, weiß nur ein letztes Stoßgebet, das meine Lippen nicht verläßt: *I need you now*, Polizei. Bitte lass mich nicht im Stich, obwohl ich kurzsichtig bin mit meinen dunklen Augen.

Mein Herz rast wieder oder immer noch. Ich merke, dass ich schon auf die Tür zulaufe. Finn ist neben mir, umfasst meine Schulter, drückt einmal zu. Das beruhigt und irritiert, denn immer drückt er etwas zu fest.

Etwas zu viel von allem, immer. Story of my life.

Als Sally Challen durch den Regen lief, nachdem ihr Mann Richard sie losgeschickt hatte, um Essen zu holen, hatte sie den Plan vielleicht bereits gefasst. Es lässt sich nicht mehr sicher sagen, ob sie einen Regenschirm hatte mitnehmen dürfen an diesem Tag im Norden Englands, der selbst für die Wetterverhältnisse dort besonders unangenehm gewesen sein muss. Tausende Stunden, in denen Richard sie malträtiert hatte, müssen sich in ihren Gedanken überlagert haben, während sie von den Tropfen durchnässt wurde und sich ihren Weg durch die Straßen bahnte, die ihr bekannten Wege ablief. Vielleicht war sie sich kurz noch unsicher an diesem Morgen im August im Jahr 2010. Wie der Hammer ihr dann wohl nach all der Zeit in der Hand lag, ob er mit einer Schwere verbunden war oder sich doch leicht führen ließ. Wie oft sie zuschlagen musste, bis Richard in sich zusammenbrach. Je ein Schlag für je Tausende Stunden. Sie hätte gehen sollen, natürlich. Sie hätte gehen sollen. Hatte es auch mehrmals versucht. Die meisten Personen, die Opfer in gewaltvollen Beziehungen sind, brauchen jedoch mindestens sieben Anläufe, um ihre gewaltbereiten Partner zu verlassen. Doch sie schaffte es nicht. Fünf Jahre später wurde in England ein Gesetz erlassen, das emotionale Gewalt unter Strafe stellte. Wann die innere Befreiung durch Gewalt gerechtfertigt sein kann, könnte man fragen.

But don't look back in anger, I hear you say.

Die Beziehung zwischen den Gallagher-Brüdern ist ähnlich kaputt wie es die zwischen Sally und Richard, wie es die zwischen dir und mir war. Vielleicht gibt es aber keinen Weg raus, und Noam und Liam stehen sich immerhin gleichwertig gegenüber, während Sally, aus dem Hebräischen, Prinzessin bedeutet, Richard aber, ein altfranzösischer Name, König heißt, und der König hat das letzte Wort, auch wenn sein Reich nur aus Lügen besteht.

**

Finn und ich treten ein. Kaltes Licht, ein Beamter hinter einem Tresen, der ihm trotz seiner 1,90 bis zur Brust reicht. Auch er ist blond, und Skepsis liegt in seinen Augen, denke ich, als wir auf ihn zugehen. Zu unserer Rechten steht ein Schwarzer Mann und gibt gerade eine Anzeige wegen Diebstahls auf, ihm gegenüber eine junge Polizistin, Mitte zwanzig, ebenfalls blond, allerdings dunkelblond. Sie ist extrem hübsch, oder besser: Sie entspricht der dominanten Schönheitsnorm. Sie könnte H&M-Model sein – was sie vielleicht auch werden wollte, bis irgendein Zufall sie von ihrem Pfad abbrachte, und nun ist sie normschöne Polizistin. Überhaupt sehen alle Polizisten verdammt gut aus hier auf der Station. Allesamt deplatzierte Ken- und Barbiepuppen in einer sterilen Umgebung, in der, so scheint es, seit den frühen 2000ern die Einrichtung nicht mehr ausgewechselt worden ist.

»Wie kann ich helfen?«, fragt der Polizist. Er lächelt nicht, und von Nahem ist er eigentlich auch gar nicht

so gut aussehend – Cheerleader-Effekt wahrscheinlich: Sobald man in einer Gruppe oder in der Nähe von schönen Menschen steht, wird man auch als schön wahrgenommen.

»Ich würde gerne eine Nötigung anzeigen«, sage ich schnell und leise.

Anders, als ich es gedacht hatte, verhärtet sich sein Blick nicht, sondern wird im Gegenteil weich, zärtlich fast, seine Mundwinkel zucken, ein blaugrünes Empathiemeer. Dann fragt er in einer Stimme, die beinahe beschwichtigend klingt: »Wollen Sie lieber mit einer Kollegin sprechen?«

Ich nicke rasch, es wirkt bestimmt unbeholfen.

»Dann müssen Sie noch ein wenig warten. Es kann etwas dauern, die Kollegin ist gerade beschäftigt.«

Ich nicke wieder. Eine weitere Haarsträhne segelt neben mir zu Boden. Ich beobachte sie aus dem Augenwinkel.

Links vom Eingangsbereich, vor dem Glaskasten, in dem einige Büroplätze zu sein scheinen, sind ein paar unbequem aussehende Klappstühle angebracht, auf denen wir Platz nehmen. Die Deckenbeleuchtung darüber surrt, es flirrt und flackert alle paar Minuten wie in einem Low-Budget-Horrorfilm. Ich meine, von irgendwoher ein paar Klaviertöne zu vernehmen, überlege kurz, Finn darauf aufmerksam zu machen, entscheide mich dann aber dagegen.

»Nicht mein Krankenversicherungsausweis, der meines Sohnes«, sagt der Mann, der gerade die Anzeige aufgibt, »mein Ausweis, die Aufenthaltspapiere.«

Die Polizistin, sehe ich aus dem Augenwinkel, nickt. »Ich verstehe. Das ist sehr ärgerlich«, sagt sie, und es wirkt nicht wie eine Floskel.

Der Mann scheint sich etwas zu beruhigen. Er trägt alte Doc Martens, dieselben wie ich, ansonsten Kleidung, die nicht zusammenpasst, dunkle Jogger und ein Hemd mit feinen blauen Längsstreifen.

Weitere Polizisten kommen durch die Eingangstür, auch sie true teutonic beauties. Sie grinsen den Beamten an, der mit uns gesprochen hat, gelangen durch eine kleine Klappe hinter den Tresen und dann in den Glaskasten. Finn dreht sich um, beobachtet etwas, vielleicht die Beamten. Ich starre vor mich hin und versuche, meine Atmung zu regulieren. Ich hätte frühstücken sollen oder zumindest zu Mittag essen. Uns gegenüber an der Wand hängen Fahndungsfotos, -texte und -skizzen, Menschen, die gesucht werden, in der Stadt, im Bundesland, bundesweit. Keine Informationen zu Mouhamed D. und den anderen, aber viele, die ihm ähneln, die seine Brüder sein könnten. Mein Smartphone liegt schwer in meiner Hand. Auf dem Screen scheint eine Nachricht auf, Absender unbekannt.

Don't forget about Brahms.

Wie könnte ich, wenn du mich ständig daran erinnerst. Du sprichst davon, wie man sich verbiegt, verbiegt, verbiegt, ohne zu brechen. Jetzt ist es doch in die Brüche gegangen.

Vor ein paar Tagen habe ich mit Jodie telefoniert, und sie sagte, es sei der *worst breakup of all times*. Ich weiß

nicht, ob das so stimmt, schließlich fehlt eine Grundvoraussetzung für das Auseinandergehen: das Zusammensein. Und schließlich war es kein *breakup*, auch wenn du sicher etwas broken zurückgelassen hast.

Finn ist immer noch abgelenkt, also schreibe ich schnell zurück:

Stop texting.

Polizeistationen, denke ich, sind das arithmetische Mittel zwischen Arztpraxis und Behörde – steril, aber kein Geruch von Krankheit und auch kein Gefühl von kleinteiliger, überflüssiger Sisyphusarbeit. Irgendwo fest verankert zwischen Tod und Kontrolle durch Bürokratie in einem Gefühl von Anspannung, das jederzeit kippen könnte. Gewaltmonopol. Die Schlagstöcke an den Gurten der Beamten machen mich fast noch nervöser als ihre Pistolen.

Der Mann, der die Anzeige aufgegeben hat, ist immer noch aufgebracht. Er wiederholt ständig, dass dies ein schrecklicher Tag sei. Einer der schrecklichsten Tage. Der ganze Spießrutenlauf bei den Behörden. Wie lange das dauern würde. Und zwischenzeitlich kein Ausweis.

»Sie können vom Ausländermeldeamt eine vorläufige Bestätigung bekommen«, versucht die Polizistin zu beschwichtigen.

»Und was ist in der Zwischenzeit? Wenn ich angehalten werde?« *Von Ihnen.*

»Sie sollten am besten gleich dorthin gehen. Zur Ausländerbehörde.«

Aus dem Glaskasten hinter mir ist ein seltsames Geräusch zu vernehmen, ein Stöhnen oder lautvolles Ausatmen, genau kann ich es nicht zuordnen.

»Ich will dort nicht hingehen«, erwidert der Mann.

»Ich kann verstehen, dass das anstrengend ist.« Vielleicht hat die Polizistin dieses Skript auswendig gelernt, aber sie glaubt daran, so viel ist klar.

»Ich verstehe nichts dort, und die Menschen da verstehen mich nicht. Und der Krankenversicherungsausweis von meinem Sohn?«

»Ich kann das verstehen«, wiederholt die Polizistin, »aber Sie haben ja jetzt die Anzeige aufgegeben und von mir die Bestätigung, und damit bekommen Sie einen vorläufigen Ausweis.«

Er wiederholt noch einige Male, dass dies der schrecklichste Tag sei, dann nimmt er seine Plastiktüten, womit er, wie es scheint, ein paar Ordner transportiert, und verlässt die Polizeistation. Finn und ich starren währenddessen gebannt auf die Steckbriefe vor uns. Ich frage mich, wie viel es bringt, dass diese Steckbriefe hier hängen. Außerhalb von *Aktenzeichen XY* bekommt die Öffentlichkeit diese kaum je zu Gesicht, es sei denn, die Öffentlichkeit muss eine Anzeige aufgeben, und dann ist sie mit der Anzeige beschäftigt.

Im Glaskasten hinter uns klingelt das Telefon. Ich weiß nicht, wie lange wir schon warten, fünfzehn oder zwanzig Minuten vielleicht. Vielleicht auch mehr. Ich würde gerne auf dem Handy nachsehen, möchte aber nicht zu oft draufblicken, um Finn nichts erklären zu müssen. Das Telefon hinter uns klingelt weiter.

Eine Frau mit rot gefärbten, hochgesteckten Haaren, mit aufrechtem, selbstsicherem Gang betritt bestimmten Schrittes die Station. Diese Art Gang hätte ich auch gerne, hätte ich auch gerne wieder, denke ich, und dass ich ihn noch nie hatte, weil ich nie zu den Menschen gehört habe, die sich einen aufrechten Gang hätten leisten können.

This doesn't belong to you.

Sie geht direkt auf den Beamten zu.

»Ich muss etwas melden.«

Sie spricht schnell und bestimmt, klares Hochdeutsch mit klingenden Vokalen, wie eine Person, die ihr Leben ganz grundsätzlich im Griff hat.

Auf der anderen Seite der Stadt sei ein bekannter Gefährder in der Nähe einer sozialen Einrichtung aufgetaucht, für die sie arbeite. Allerdings wohne sie hier, und man habe sie angerufen, sodass sie nun hier zur Polizei gegangen sei, während die Kolleginnen versuchten, die Situation unter Kontrolle zu behalten, man habe dort noch nicht den Notruf gewählt.

»Warum nicht?«, fragt der Polizist sichtlich irritiert. Seine Gesichtszüge sind angespannt.

»Das wollen die beiden jungen Frauen nicht, denen der regelmäßig auflauert. Ich glaube, sie sind miteinander verwandt.«

»Inwiefern?« Ein ganzes Universum von Ablehnung schwingt in diesem einzigen Wort mit.

»Ich glaube, er ist der Bruder. Er ist aber polizeibekannt. Also müsste schon eine Akte zu ihm vorliegen.«

»Um welche Vorwürfe handelt es sich denn?«

»Können Sie nicht nachsehen?«

»Wissen Sie denn den Namen?«

Einen Moment lang stehen sie sich gegenüber, der Polizist und die Frau, wie in einem Grabenkampf am 1. Mai in Berlin oder im Hamburger Schanzenviertel, die Frau zieht einen fertigen Molotowcocktail aus ihrer schwarzen Michael-Kors-Handtasche hervor, zündet ihn mit einem goldenen Feuerzeug an und wirft ihn hinter die Theke. Alles läuft in Zeitlupengeschwindigkeit. Sie dreht sich um, während der Polizist erschrocken die Augen aufreißt, sich ebenfalls umdreht, irgendetwas in Richtung des Glaskastens brüllt. Finn springt auf, will mich am Arm packen und mit sich reißen, doch alle meine Gliedmaßen sind unbeweglich und bleiern, so wie in all den Träumen, die ich zuletzt hatte. Die Frau läuft raus, auf dem Kopfsteinpflaster klackern ihre hohen Schuhe im Takt des Sekundenzeigers einer unsichtbaren Uhr, werden zu einem Echo, das sich entfernt. Der Polizist duckt sich, Finn wirft die Arme über den Kopf und sich selbst auf den Boden, während ich weiterhin nur auf die Fahndungsausdrucke starren kann. Ich schließe die Augen, mein verschobener Körper schreit mich an, fleht mich an, wie Persephone Hades anflehte,

beweg dich anders,

entscheide dich anders,

dann öffne ich wieder die Augen. Der Polizist und die Frau stehen sich nach wie vor gegenüber. Sie lächeln beide, ohne es zu meinen. Vorgespielte Höflichkeit ist eine der krassesten Formen beleidigenden Verhaltens,

eine Verschleierung der Tatsachen, eine kalkulierte, präzise Form der Gewalt.

»Ich brauche mehr Informationen, um aktiv werden zu können«, sagt der Polizist jetzt, verbessert sich dann: »Wir brauchen mehr Informationen.«

Um aktiv zu werden, um die richtigen Entscheidungen treffen zu können: bleiben oder gehen.

Und dann steht sie vor uns, blond und groß und in Uniform, Haare wie Honig, mit klarem Blick und klarer Haut, mit rosigen Wangen und Fingernägeln, die erstaunlicherweise recht lang und professionell gemacht sind, mit Glitzerfinish. Eine Walküre, die für oder gegen uns reiten wird. Wir stehen hastig auf und blicken ehrfürchtig zu ihr hoch.

»Wäre ein anderer Raum besser, einer, der nicht so offen ist wie hier?«

**

In einer Doku über Hunde und Katzen, die ich mir einmal angesehen habe, begleiten Menschen ihre Haustiere in einen für diese unbekanntem, neuen Raum. Die Hunde sind verunsichert, orientieren sich allerdings an ihren Herrchen und Frauchen, um herauszufinden, wie sie sich verhalten sollen. Sitz, Platz, bei Fuß, alles genau erlernt. Die Katzen hingegen, die Katzen entfernen sich sofort von ihren Menschen, suchen hohe Orte auf, begutachten den Raum von oben, tasten sich dann vorsichtig in jede noch so kleine Ecke vor, zwängen ihre flexible Wirbelsäule durch jede noch so kleine Öffnung.

Sie suchen die Gefahr, wägen das Risiko ab, ziehen sich notfalls zurück.

Einen neuen Raum zu betreten, ist immer mit Risiken verbunden, lässt die Amygdala, jenes Reptilienüberbleibsel im Gehirn, das dem Körper Notfälle signalisiert, anspringen, die Umgebung nach Gefahren absuchen. Nach einiger Zeit fühlt man sich vielleicht etwas ruhiger, weniger ängstlich. Wenn dann aber etwas vorfällt, dann wird der Raum zu einer gleißenden Wunde auf der eigenen Umgebungskarte. Nicht nur der Raum selbst, auch das Gebäude, in dem sich der Raum befindet, und auch das Viertel, in dem sich das Gebäude befindet, werden dann zu Orten, die man nicht länger aufsuchen kann.

Es gibt eine relativ bekannte Szene aus einer in ihrer Komik fragwürdigen oder zumindest schlecht gealterten amerikanischen Sitcom. Der Protagonist, wie in den meisten Sitcoms ein nichtssagender, weißer Mann, hat sich soeben von seiner Freundin getrennt und – untermalt von Konservengelächter – eine Stadtkarte von New York in Bereiche unterteilt, in solche, in denen sie sich aufhalten könnte, und solche, in denen sie wahrscheinlich nicht sein wird. Haha, komisch. Auch für mich, in meinem Gehirn, unterteilt sich die Stadt, angefeuert durch meine Amygdala, in die Bereiche, in denen du sein wirst, und in die, in denen du wahrscheinlich nicht sein wirst, rote Linien überall, die gesamte Stadt eine längst entzündete, brennende Wunde, die gesamte Stadt ein Angstort, die gesamte Stadt muss ich hinter mir lassen. Haha, komisch.

Wir betreten hinter der Polizistin einen schlicht eingerichteten Raum, weißer Tisch, zwei PCs, zwei Plakate an der Wand. Telefon, Papier und Stifte liegen auf dem Schreibtisch. Die Computer sehen aus, als wären sie zur Jahrtausendwende oder kurz danach angeschafft worden, und fügen sich damit perfekt in die War-mal-vor-25-Jahren-modern-Atmosphäre des Empfangsbereichs, und die Tastaturen, angegraut von Jahren an Staub und schwitzigen Fingern, Hunderte DNA-Partikel zwischen Buchstaben, wirken, als müssten sie dringend einmal von Grund auf gereinigt werden. Dort, in Tastaturen, setzt sich schließlich der Dreck am tiefsten fest, dort, wo man langsam aufdrückt,

eine klassische Sonatensatzform, das heißt, Exposition ist wiederholt, Durchführung, Reprise und Coda nicht.

Du wolltest mir das nicht beibringen.

Die Polizistin bedeutet uns, auf zwei der drei Drehstühle Platz zu nehmen. Wir leisten Folge, immer leisten wir Folge. Sie setzt sich uns gegenüber hin, beugt sich leicht nach vorne. Wir blicken tief in ihre Augen, grünblau. Grünblau. Es fühlt sich gerade in Anbetracht des Grundes, weswegen wir hier sind, besonders merkwürdig an, sie so anzusehen.

»Erzählen Sie mir einmal, was vorgefallen ist«, beginnt sie.